

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 80 (1954)
Heft: 14

Artikel: Schöne Kunst und blauer Dunst
Autor: Loosli, C.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-493310>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schöne Kunst und blauer Dunst

Der Kunstschriftsteller Marcel Mariot war von seiner mehrmonatigen Studienreise in den Vereinigten Staaten zurückgekehrt. Nun fand er sich, zum ersten Mal seit seiner Heimkunft, am altgewohnten Kaffeetisch mit seinen Künstlerfreunden zusammen. Nämlich in Genf, im Juni 1912.

Dank trefflicher Verbindungen und Empfehlungen war es ihm vergönnt gewesen, die bedeutendsten Privatsammlungen amerikanischer Multimillionäre eingehend zu besichtigen und zu studieren.

Jemand bedauerte, daß allzuvielen, unersetzliche Kunstwerke alter und neuer Zeit fortlaufend sowohl ihrer europäischen Heimat als der Weltöffentlichkeit verloren gingen, um lediglich der unbegrenzten, aber kulturlosen Kaufkraft amerikanischer Krösusse anheimzufallen. Das nun nicht etwa um deren wirklichen Schönheitsdurst und Kunsthunger zu stillen, welche, mit seltenen Ausnahmen, den transatlantischen Käufern abgingen, sondern bloß um ihrer Eitelkeit und Protzigkeit zu frönen.

Dabei wurde im besonderen der Gemäldesammlung eines weltbekannten New Yorker Bankgewaltigen gedacht, die sich, falls ihr Katalog nicht trog, mit den wertvollsten Privatsammlungen der Alten Welt füglich messen durfte.

Gerade dieser Sammlung hatte Mariot seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und sie gründlich studiert. Enthielt sie doch Werke erlauchtester Malerfürsten von der Frührenaissance an, bis zu den damals gesuchten, bestbezahlten, französischen Impressionisten.

Da fragte einer der Maler:

«Ehrlich gesagt, Marcel, sind die Gemälde jener Sammlung wirklich alle echt?» Worauf dieser erwiderte:

«Oh, es befinden sich entschieden auch echte darunter!»

Alle grinsten, worauf der Maler fortfuhr:

«Wie die Amerikaner gelegentlich hereingelegt werden, davon weiß ich euch eine unterhaltsame Geschichte zu erzählen. Die meisten von uns haben ja seinerzeit den alten François Duveneuil gekannt, der im Quartier Latin sein Leben damit fristete, jahraus, jahrein Kopien und Gemälde nach Rembrandt anzufertigen, die ihm vom Kunsthändler Roublard, dem alten Gauner, mit fünfzig Franken das Stück bezahlt wurden. Im Laufe der Jahre hatte der Mann eine solche Fertigkeit erworben, daß er Rembrandtsche Gemälde sozusagen auswendig, und zwar so geschickt zu malen vermochte, daß es auch gewiegten Kennern schwer gefallen wäre, auf den ersten Anhieb deren Unechtheit festzustellen.

Eines Tages nun, als er das Honorar für die beiden zuletzt gelieferten Schmarren einkassieren wollte, hielt ihn Roublard zurück und sprach ihn an:

«Mein lieber Duveneuil, – die beiden Bilder, die Sie mir da gebracht haben, sind ausgezeichnet! Wirklich ausgezeichnet! Sie sind ein Künstler, der es eigentlich nicht nötig hätte, nur von Kopien und Nachahmungen zu leben, sondern der es verdiente, um seiner eigenen Leistungen willen anerkannt zu werden.

Ich habe mich daher entschlossen, den Versuch zu wagen, Ihnen dazu zu verhelfen. Nehmen Sie die beiden Gemälde zurück, decken Sie die Signatur Rembrandts mit Ihrer eigenen und bringen sie mir die Bilder morgen wieder her. Da haben Sie für jedes fünfhundert Franken! Gelingt mein Vorhaben, werden wir künftig auf dieser neuen Grundlage zusammen arbeiten!»

Sprach's und überreichte dem armen Schlucker eine Tausendernote, worauf sich dieser ebenso verblüfft als glückstrahlend zurückzog. Schon am folgenden Morgen stellte er die nun mit seinem eigenen Namen signierten Gemälde dem Händler wieder zu.

Nun wird bekanntlich von den amerikanischen Zollbehörden für alte Kunstwerke ein Einfuhrzoll erhoben, der der Summe ihres Versicherungswertes entspricht, also unter Umständen unerhört hoch zu stehen kommt.

Wenige Wochen später wurde dem amerikanischen Zollamt in New York vermitteltst anonymen Zuschrift eröffnet, es sei ein gewaltiger Zollbetrug geplant, bestehend darin, zwei echte Gemälde Rembrandts als Werke eines noch lebenden, unbekannten Franzosen, Namens François Duveneuil, einzuschmuggeln, um die hohe Zollgebühr zu umgehen. Die Gemälde würden im Passagierdampfer «Le Havre» verfrachtet wer-

den und voraussichtlich am soundsovielten in New York eintreffen. Die echte Signatur Rembrandts sei, in betrügerischer Absicht, mit der des vorbeirührten Duveneuils übermalt worden.

Als der Dampfer einlief, paßten natürlich die Zöllner scharf auf und konfiszierten die fragliche Gemäldekiste ohne weiteres, worauf ihrem Adressaten eröffnet wurde, sie stünde ihm, nach Entrichtung der ganz erklecklichen Zollgebühr, zur Verfügung. Dieser zahlte, ohne mit der Wimper zu zucken, retouchierte die Signatur Duveneuils weg, worauf diejenige Rembrandts wieder in jungfräulicher Frische prangte. Er hat dann die beiden Gemälde einem Dollarfürsten zu einem horrenden Sündenpreis abgetreten, gestützt auf das zollamtliche Protokoll und die dazu gehörige Quittung, die einer amtlichen Echtheitsbescheinigung gleichkamen und teilte sich schmunzelnd mit seinem Geschäftsfreund Roublard in Paris in den gar nicht allzu mageren Reingewinn.»

Alle lachten über den heiteren Schelmstreich, worauf ein anderer den Faden des Gesprächs wieder aufgriff und berichtete:

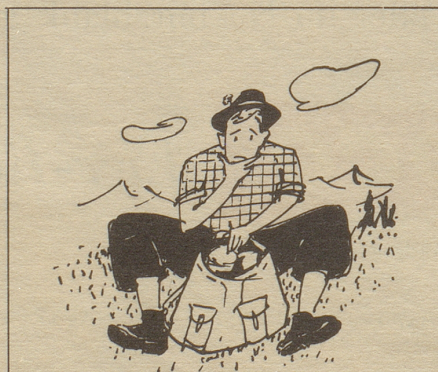
«Bekanntlich ist es in Italien gesetzlich ungemien streng verboten, alte Kunstwerke nach dem Ausland auszuführen. Nun hatte da vor einiger Zeit ein reicher Engländer bei einem Florentiner Kunsthändler einen wundervollen Tizian entdeckt, den er unbedenklich zu einem hohen Preis erwarb und bar bezahlte, worauf er den Verkäufer anwies, ihm das Gemälde an seine Adresse in London, wohlverpackt und versichert zu senden.

Nun erst machte der Händler den Engländer auf die vorerwähnte Gesetzesbestimmung aufmerksam, worauf dieser empört den Kauf rückgängig zu machen versuchte. Der Händler aber erklärte, der Verkauf sei perfekt; – nichts könne ihn zwingen darauf zurückzukommen, was der Brite schließlich zugestehen mußte.

Nach einigem Disput mit dem Händler schlug dieser einen für beide befriedigenden Ausweg vor. Er riet dem Engländer, den Tizian mit einem Bildnis des 1900 ermordeten Königs Umberto I. in Tempera übermalen zu lassen, ihn dann als modernes Gemälde auszuführen und in London durch einen geschickten Bildrestaurateur, die Uebermalung wieder entfernen zu lassen.

Also geschah es! Unter der Behandlung des Londoner Fachmannes verschwand das Bildnis des Königs Umberto, freilich auch das Gemälde von Tizian, und übrig blieb lediglich ein wohlgetroffenes, leuchtendes Bildnis Garibaldis!»

Alles lachte! Man erhob sich zum Gehen, ohne sich über die Nutzenwendung, welche sich aus den beiden Geschichten ergibt, irgendwie auszulassen. Sie drängt sich zu eindringlich auf, als daß es geboten wäre, sie in Worte zu kleiden!



Der Wanderer und Alpinist, der seinen Proviant vergißt, steht böse am Berg und fühlt sich dort nicht sicher ohne Ovo Sport